

Der Kuhbesitzer, um darauf zurückzukommen, wollte sein Bild bezahlen. Und zwar sofort, was, soweit meine Erfahrungen auf diesem etwas heiklen Gebiet reichen, nur selten und nie ohne Widerwillen geschieht. Aber der Spanier bezahlte auf denkwürdige Weise. Am Ende einer von Kognakduft, Nachtigallenschluchzen und elektrischem Klavier angenehm ausgefüllten spanischen Julinacht, als jeder sich dem nicht immer ungestörten Vergnügen der Nachtruhe zuwendet, fragt mich mein Auftraggeber in bester Stimmung, ob ich Lust hätte, die große Nationalleidenschaft, den Stierkampf, aktiv mitzumachen und einen Stier zu töten. So hoch mir diese Ehrung schien, ich hatte doch berechtigte Bedenken.

Ich hatte nämlich schon so eigenartige Erfahrungen mit Stieren gemacht. Als ich kurz nach meiner Ankunft in Spanien in die erste Corrida mich stürzte, verfiel sich in den ersten fünf Minuten des Kampfes ein Capeador in seinen roten Mantel. Der Stier wirbelte ihn auf seinen Hörnern, und im Bogen flog der Arme tot in den gelben Sand, der sein Blut trank. „Es muerto“ — er wurde hinausgetragen, der Kampf ging weiter. Seitdem besuchte ich mit der Leidenschaft des Afficionado jeden Stierkampf, wiegte mich auf den Wogen der Begeisterung von Tausenden über die unerhörte Spannung und Eleganz, ließ mich mitreißen zu jenem Rausch, der selbst das Pferdmassaker duldet, das zu ertragen unsere scheinheilig-wehleidige Anschauungsweise nicht mehr fähig ist.

Dann, als ich auf dem Lande wochenlang malte, hatte ich, dem Beispiel der Spanier folgend, oft Bäume oder Felsblöcke in eiliger Hast erklettern müssen, wenn plötzlich an einer Wegbiegung das furchterregende Glockengeläute die in Staubwolken gleich dem wilden Heer heranbrausende Stierherde verkündete und der Schreckensruf „Vienen toros“ ertönte. — Da malte ich einsam und eifrig im Steppengelände, trete zurück und erblicke zwanzig Schritte von mir einen Mordsstier in Kampfstellung. Ich stürze auf einen Rettung winkenden Felsen, wo ich den Rest des Abends verbrachte, denn der Stier, gebildet, wie er tun wollte, betrachtete lange und aufmerksam Staffelei und Bild aus nächster Nähe. Nur weil ich damals mit wenig Rot malte, blieb das Bild der Nachwelt erhalten. Der Schreck dieses Erlebnisses saß mir noch in allen Knochen, und da kommt dieser stierkampfbegeisterte Spanier und beehrt mich mit der Einladung, einem Stier in der Arena entgegenzutreten. Aber es war, wie gesagt, eine herrliche Nacht, und da ich dachte, am nächsten Morgen sei sicher alles längst als Witz vergessen, schlug ich ein.

Aber ich hatte mich verrechnet. Am anderen Tag steht ein charmanter Junge vor meiner Haustür, ein Berufstorero, mit allem Stierkampfmaterial ausgerüstet. Sagt, er sei bestellt, mir das Stierkämpfen beizubringen. Da also die Sache ernst zu werden schien, war es besser, sich das Nötige anzueignen. Doch mein Torero als absolut für Praxis eingewommener Mensch meinte, die entscheidenden Griffe und Kniffe lernten sich am besten während des Kampfes am lebendigen Stier. — Dann fuhren wir ins sonnenglühende Gebirge, wo ich als meinen Gegner einen reizenden und, wie es mir im Freien schien, nicht zu großen jungen Stier, „becerro“ genannt, aussuchte.

Nun war der Nachmittag gekommen, dessen Verlauf ich zum mindesten äußerst skeptisch gegenüberstand. Obwohl der Kampf in einer Privatarena